

NIEMEYERBUCH

Petra Bunte

Die  
Grenze  
zwischen  
und  
Dunkelheit

Licht

Roman

CW Niemeyer 

Petra Bunte

**Die Grenze  
zwischen Licht  
und Dunkelheit**

CW Niemeyer *N*



Der CO<sub>2</sub>-Ausstoß dieses Druckproduktes wurde mit ClimateCalc berechnet und kompensiert:

[www.climatecalc.eu](http://www.climatecalc.eu)  
Cert. no. CC-000094/DK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet abrufbar über <http://dnb.ddb.de>

© 2023 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln

[www.niemeyer-buch.de](http://www.niemeyer-buch.de)

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: C. Riethmüller

Der Umschlag verwendet Motiv(e) von 123rf.com

Druck und Bindung: Nørhaven, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 978-3-8271-9350-6

*„Denn die einen sind im Dunkeln, und die andern  
sind im Licht, und man siehet die im Lichte,  
die im Dunkeln sieht man nicht.“*

*(Bertolt Brecht)*

## RIEKE

„Hier, Schatz, wie findest du die?“ Aufgeregt tippte ich mit dem Finger auf den Angebotsprospekt eines Einrichtungshauses, um meinen Freund auf die traumhaft schöne Tapete darin aufmerksam zu machen.

Basti hob den Blick von seinem Smartphone und seufzte: „Ach Rieke. Wir haben noch keine Zusage für die Wohnung und du fängst schon an zu renovieren. Kannst du nicht erst mal abwarten?“

„Ich guck doch nur“, maulte ich enttäuscht.

Seit Monaten träumte ich davon, aus meiner alten Bleibe herauszukommen, bei der allein beim Gedanken ans Tapezieren der Putz von der Wand bröckelte. Und jetzt, wo endlich die Aussicht darauf bestand, konnte ich es kaum erwarten, das schönste Zuhause aller Zeiten für uns zu planen.

Mein Freund dagegen behielt wie immer einen kühlen Kopf, nahm mir den Prospekt ab und drückte liebevoll meine Hand. „Sobald wir den Mietvertrag unterschrieben haben, fahren wir sofort in den nächsten Baumarkt und suchen etwas Schönes aus, okay? Aber jetzt ist es definitiv zu früh dafür.“

„Hmmm.“ Ernüchert presste ich die Lippen aufeinander. Ich hasste es, daran erinnert zu werden, dass es möglicherweise wieder nicht klappen könnte mit der Wohnung.

So wie beim letzten Mal, als sich der Vermieter kurzfristig für ein anderes Pärchen entschieden hatte.

„Hey.“ Basti strich mir zärtlich mit einem Finger über die Wange, beugte sich zu mir herüber und küsste mich. „Das wird schon. Und wenn es mit dieser Wohnung nicht klappt, dann mit einer anderen, die vielleicht noch besser ist.“

Ich zwang mich zu einem Lächeln und wollte ihm so gerne glauben. Dabei wussten wir beide, dass schöne und gleichzeitig bezahlbare Wohnungen in dieser Stadt rar gesät waren. Aus diesem Grund hatten Basti und ich uns in den vergangenen zwei Jahren zunächst in meinen bescheidenen vier Wänden arrangiert. Allein mit dem, was ich im Verlag verdiente, und seinem 450-Euro-Job neben dem Studium waren keine großen Sprünge möglich gewesen. Doch mittlerweile hatte mein Freund eine feste und gut bezahlte Vollzeitstelle, mit der uns die Welt offenstand. Jedenfalls fühlte es sich so an.

Schnell wischte ich die Enttäuschung beiseite, drückte Basti einen Kuss auf den Mund und stand auf, um den Frühstückstisch abzuräumen. Als ich mir kurz darauf im Bad die Haare büstete und ein leichtes Make-up auflegte, rief Basti quer über den Flur: „Kai fragt, ob wir heute Abend zum Essen kommen wollen. Svenja will ihr Curry kochen, aber alleine schaffen sie es nicht.“

Ich grinste mein Spiegelbild an und verdrehte amüsiert die Augen. Jeder normale Mensch würde die Reste am nächsten Tag essen oder einfrieren. Bastis Kumpel hatte allerdings die merkwürdige Angewohnheit, dass er angeblich nichts Aufgewärmtes aß. Und Svenjas Curry war

nicht nur unglaublich lecker, sondern auch so aufwendig, dass sie sich weigerte, es in kleinen Mengen zu kochen, für die sich die Mühe nicht lohnte. Manchmal tat sie mir wirklich leid.

„Sag Kai, dass ich mich gerne opfere“, erwiderte ich schmunzelnd und fügte in Gedanken hinzu: Dann muss ich nachher wenigstens selbst nicht mehr kochen.

Gutgelaunt wickelte ich mir einen Schal um den Hals, schlüpfte in die Jacke und machte mich mit Basti zusammen auf den Weg zur Arbeit.

Draußen war es trotz des bisher relativ milden Winters ziemlich ungemütlich, und ich war wie so oft dankbar, dass Basti und ich ähnliche Arbeitszeiten hatten und ich bis zur Bushaltestelle mit ihm mitfahren konnte. Ich arbeitete im Vertrieb eines kleinen Verlages von Regional-literatur im Zentrum, er bei einer IT-Firma am anderen Ende der Stadt, und zwei Autos waren finanziell leider nicht drin. Deshalb fügte ich mich wie an jedem Arbeitstag meinem Schicksal und nahm den Bus.

Es war Montagmorgen, und die Schüler gaben mal wieder lautstark ihre Wochenenderlebnisse zum Besten. Schnell steckte ich mir die Kopfhörer des Smartphones in die Ohren und ließ meine Playlist laufen, um das Geschrei damit zu übertönen. Während der Fahrt überlegte ich, was nachher im Verlag alles zu erledigen war. Die To-do-Liste war wie immer gut gefüllt, besonders jetzt, Ende Februar, wo unsere Neuheiten ausgeliefert wurden und die Leipziger Buchmesse kurz bevorstand. Zu allem Überfluss war in der vergangenen Woche der Zeichner für einen geplanten Kinderstadtführer kurzfristig abge-

sprungen. Wenn wir nicht schnellstmöglich Ersatz für ihn fanden, konnten wir den angesetzten Erscheinungstermin für das Projekt vergessen. Offiziell war ich im Verlag für den Vertrieb zuständig und hatte gar nichts damit zu tun. Aber mit acht Leuten war unser Team so klein, dass die Grenzen zwischen den Abteilungen oft fließend waren. Und genau diese Abwechslung liebte ich an meinem Job.

Seufzend wandte ich den Blick vom Fenster ab und schaute auf die Uhr. 8:12 Uhr. Das war sogar einigermaßen pünktlich.

Als der Bus auf den zentralen Busbahnhof abbog, warf ich einen prüfenden Blick zum Himmel und war froh, dass es nicht regnete oder schneite. Fröstelnd trat ich an der Haltestelle ins Freie, vergrub die Hände tief in den Jackentaschen und machte mich auf den Weg in die Innenstadt.

Bereits von weitem sah ich, dass in der Unterführung zur Fußgängerzone wieder der Bettler herumlungerte, der vor etwa zwei Wochen zum ersten Mal hier aufgetaucht war. Seitdem gehörte er um diese Uhrzeit zum alltäglichen Erscheinungsbild. Er saß auf einem ausgebreiteten Schlafsack am Boden, hatte eine zerschlissene Decke über seine Beine gebreitet und kritzelte in einem Notizbuch herum, während er auf eine milde Gabe der Passanten hoffte. Neben ihm lehnte ein großer Rucksack an der Wand. Vor ihm stand ein kleiner Pappkarton mit ein paar wenigen Münzen darin. Zum Glück sprach er die Leute beim Betteln nicht auch noch direkt an.

In den ersten Tagen hatte es mich furchtbar genervt, dass er ausgerechnet diesen Ort zu seinem Stammpfad

auserkoren hatte, wo ich zwangsläufig an ihm vorbeimusste. Konnte er nicht am Bahnhofsvorplatz oder in der Haupteinkaufsstraße betteln, wie alle anderen? Dort war es wesentlich leichter, diese Gestalten in der hektischen Betriebsamkeit zu ignorieren und ihnen aus dem Weg zu gehen. Und wären seine Chancen auf etwas Kleingeld nicht viel größer, wenn er sich dort hinsetzte, wo mehr Menschen vorbeikamen? Was wollte er dann hier?

Mittlerweile hatte ich die Hoffnung aufgegeben, dass er wieder dahin verschwinden würde, wo er hergekommen war. Stattdessen tat ich so, als gäbe es ihn gar nicht. Dabei wusste ich selbst nicht genau, warum mir die Anwesenheit von diesem verwahrlosten Typen so unangenehm war. Einerseits hatte ich ja Mitleid mit ihm, vor allem, weil er relativ jung zu sein schien, soweit ich das nach einem flüchtigen Blick aus dem Augenwinkel beurteilen konnte. Aber wenn ich ihm erst einen Euro in seine Bettelkiste warf, würde er dann nicht automatisch jeden Tag einen von mir erwarten? Außerdem hörte man doch immer, dass diese Bettler sich bloß Alkohol und Drogen dafür kauften. Und das würde ich bestimmt nicht unterstützen. Also ignorierte ich ihn und beschleunigte meine Schritte, um so schnell wie möglich an ihm vorbei zu kommen. Nicht, dass er doch noch auf die Idee kam, mich anzusprechen. Wie von selbst machten meine Füße einen weiten Bogen um ihn herum, als ich an der Gabelung den Weg Richtung Fußgängerzone und Verlag einschlug.

Doch dort sollte ich an diesem Tag nicht mehr ankommen.

## TOM

Füße. Um mich herum nichts als Füße – in dicken Winterstiefeln, abgelatschten Turnschuhen, schicken Pumps, eleganten Tretern aus Leder oder kunterbunten Kinderschuhen. Das war es, was ich mit gesenktem Kopf am Boden sitzend hauptsächlich von meiner Umgebung wahrnahm. Große, kleine, breite, schmale Füße, die in hastigen, zielstrebigem, schlendernden, trippelnden oder gebrechlichen Schritten an mir vorbeizogen. Manche blieben kurz stehen, um ein paar Münzen in die ramponierte Pappschachtel zu werfen. Andere wurden schneller und schlugen einen Haken, um mir und meinem Bettelkasten auszuweichen. Die meisten setzten ihren Weg fort, als existierte ich gar nicht. Als wäre ich unsichtbar.

Wer hätte gedacht, dass ich einmal so tief sinken würde? Es war eine Sache, seit drei Jahren kein Zuhause mehr zu haben. Aber auf der Straße zu sitzen und zu betteln? Nein! Bei allem Scheiß, den ich bisher erlebt hatte, hatte ich es immer geschafft, mit dem knappen Geld vom Amt, diversen Notunterkünften und Essensausgaben über die Runden zu kommen. Bis dieses beschissene Schicksal vor zwei Wochen beschlossen hatte, mir einen weiteren Arschtritt zu verpassen und mich ins nächste Level Richtung Abgrund zu befördern. So, wie ich es verdient hatte. Hier saß ich nun. Ohne Geld, ohne Papiere, ohne Hoff-

nung. Und mit jeder Stunde, die ich mir weiter auf diesem abgewetzten Schlafsack den Arsch abfror, ging es auch mit meiner Würde bergab.

Natürlich gab es Stellen, wo man mir helfen konnte. Aber ausgerechnet jetzt war mein Sozialarbeiter nicht erreichbar. Und allein beim Gedanken daran, mich aufzuraffen und darum zu kümmern, anderweitig Hilfe zu finden, erfasste mich eine bleierne Müdigkeit. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wie es weitergehen sollte. Fürs Erste wären ein paar Euro gut, um mir etwas zu Essen kaufen zu können. Der Rest verbarg sich in der Dunkelheit, die mich seit Wochen und Monaten gefangen hielt.

Ich hatte es längst aufgegeben, zu hinterfragen, wie zum Teufel ich hier gelandet war oder wer die Schuld daran trug. Die Antwort darauf war mir leider allzu bewusst. Doch ich schaffte es nicht, weiter darüber nachdenken, ohne in dieses schwarze Loch zu fallen, auf dessen Abbruchkante ich seit jenem Tag vor drei Jahren balancierte. Dummerweise sollte ich das jedoch tun, um einen Weg aus dieser Misere herauszufinden. Und damit begann ein Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien. Höchstens den Weg nach unten, auf die kalten Pflastersteine eines Fußgängertunnels.

Hoffnungslos betrachtete ich die wenigen Münzen in der Pappschachtel und versuchte, meinen knurrenden Magen zu ignorieren. Nachdem ich mich in der Nacht vor lauter Sorgen stundenlang ruhelos hin und her gewälzt hatte, hatte ich am Morgen verschlafen und musste in aller Eile die Notschlafstelle ohne Frühstück verlassen. Und mit den paar Cent, die ich vom Vortag übrig hatte,

konnte ich mir den Weg zum Backshop sparen. Was für ein Scheißtag! Aber alles war besser, als bei der Kälte im Freien zu übernachten.

Mit einem dumpfen Plopp fiel ein 50-Cent-Stück vor mir in den Karton. Ich blickte auf in das unschuldige Gesicht eines vielleicht zwölfjährigen Mädchens.

„Danke“, sagte ich leise, lächelte sie an und war peinlich berührt, dass so ein junges Ding sein Taschengeld mit mir teilte. Ganz im Gegensatz zu den augenscheinlich gut verdienenden Bürohengsten, die hier vorbeikamen und mich lieber anranzten, dass ich mir gefälligst einen Job suchen sollte. Als ob ich das nicht versuchen würde. Aber leider gab es diverse Gründe dafür, warum diese Mission immer wieder scheiterte. Doch danach fragte niemand. Die Leute glaubten offenbar, dass ich es mir leicht machte, indem ich hier saß und versuchte, ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Dabei hasste ich es, auf Almosen angewiesen zu sein, und scheute davor zurück, die Passanten aktiv anzubetteln. Stattdessen hoffte ich darauf, dass meine erbärmliche Gestalt und die alte Pappschachtel für sich sprachen.

Sehnsüchtig schaute ich dem Mädchen hinterher, das mit einer Schultasche auf dem Rücken hinter seiner Freundin her auf den Ausgang des Tunnels zuhüpfte. Ich wünschte, nur noch einmal so unbeschwert durchs Leben springen zu können. Aber die Zeiten waren ein für alle Mal vorbei.

Ich seufzte und griff nach dem zerfledderten Notizbuch, in dem ich nebenbei Zeichnungen von einem schöneren Leben anfertigte – als Zeitvertreib und um nicht völlig in der Trostlosigkeit um mich herum zu versinken. Doch in

dem Moment, in dem ich den Blick vom Tunnelausgang abwenden wollte, entdeckte ich dort die junge Frau, die jeden Morgen zur selben Zeit hier entlang kam und eilig an mir vorbeihastete. Alles an ihrer Körperhaltung schrie danach, dass ich sie bloß nicht ansprechen und mich am besten in Luft auflösen sollte. Dabei hatte ich ihr nichts getan. Sie hatte mich bisher nicht einmal richtig angeschaut. Und das war das Schlimmste überhaupt: Dass sie und viele andere so taten, als gäbe es mich und meine Probleme nicht, wenn sie nur angestrengt genug wegguckten. Glaubten die denn ernsthaft, dass ich mir dieses Leben ausgesucht hatte? Dass es so schön war, nicht zu wissen, wo man etwas Warmes zu essen oder eine dauerhafte Schlafmöglichkeit herbekam, dass ich lieber hier herumsaß und mitleidige oder verächtliche Blicke erntete, statt alles dafür zu geben, diesem Sumpf zu entkommen? Aber so leicht war das leider nicht. Davon hatten diese Menschen allerdings keine Ahnung und ihr Verhalten signalisierte deutlich, dass sie es auch nicht wissen wollten. Weil sie die Augen davor verschlossen, dass ihnen eines Tages durch einen blöden Schicksalsschlag etwas Ähnliches widerfahren könnte. Sie lebten lieber in ihrer heilen Welt und flohen an mir vorbei in die schützenden vier Wände ihrer Traumschlösser. Und wenn ich ehrlich zu mir war, musste ich mir eingestehen, dass ich bis vor wenigen Jahren nicht anders gewesen war.

An den meisten Tagen akzeptierte ich es und ignorierte diese Leute genauso, wie sie mich. An anderen wollte ich sie schütteln und anschreien: „Ich bin hier, ein Mensch aus Fleisch und Blut und mit Gefühlen, genau wie du. Also behandel mich nicht wie den letzten Dreck oder wie

Luft und sieh mich wenigstens an!“ Doch letztlich fehlte mir die Kraft dazu, physisch und vor allem psychisch.

Heute war einer dieser Tage, an denen es in mir brodelte. Deshalb wandte ich mich nicht meinen Zeichnungen zu, sondern starrte der jungen Frau herausfordernd entgegen. Ich hatte sie im Stillen „das Mäuschen“ getauft, weil sie immer so flink an mir vorbeihuschte und wahrscheinlich vor Schreck tot umgefallen wäre, wenn ich sie angesprochen hätte. Dabei war sie optisch alles andere als eine graue Maus. Im Gegenteil. In einem früheren Leben hätte ich sie mit ihren schulterlangen, leuchtend rotblonden Haaren für einen echten Hingucker gehalten. Jetzt dagegen war es lediglich ein Merkmal, an dem ich sie schon aus der Ferne wiedererkannte, und ich wusste, dass ich nichts zu erwarten hatte. Sie würde mir sowieso keinen Blick geschweige denn einen Cent gönnen.

Frustriert beobachtete ich, wie das Mäuschen näher kam und um die Ecke huschte. Um einen möglichst weiten Haken um mich herum zu schlagen, lief sie wie immer ganz an der gegenüberliegenden Wand entlang. Doch ausgerechnet das, was sie vor mir gemeingefährlichem Penner schützen sollte, wurde ihr jetzt zum Verhängnis, denn im Gegensatz zu mir sah sie das Unheil, das auf sie zuraste, nicht kommen. Rücksichtslos preschten zwei Jugendliche mit ihren Fahrrädern in den Tunnel hinein, obwohl man hier absteigen und schieben sollte, und sausten Richtung Busbahnhof. Genau dorthin, wo die junge Frau herkam.

„Pass auf!“, rief ich ihr zu, doch es war zu spät. Mit einem Sprung zur Seite brachte sie sich haarscharf in Sicherheit, um nicht von den Rädern erwischt zu werden.

Allerdings war der Boden von der Reinigung am Morgen noch nass, sie rutschte aus, knickte um und stürzte. Wie in Zeitlupe sah ich sie fallen, während die Jungs auf ihren Rädern nur kurz ins Schlingern gerieten und abhauten.

„Hey!“, schrie ich ihnen hinterher, aber ohne sich überhaupt umzuschauen, bogen sie um die Ecke und waren verschwunden.

Fassungslos rappelte ich mich von meinem Platz auf. Die Verunglückte saß vier Schritte von mir entfernt am Boden und hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den rechten Knöchel. Sie war so auf ihren Fuß konzentriert, dass sie erschrocken zusammenzuckte, als ich mich zu ihr herunterbeugte und fragte: „Ist alles okay? Kann ich dir helfen?“

Ihr vernichtender Blick sagte alles und bezog sich ausnahmsweise nicht ausschließlich auf meine abgewrackte Erscheinung. Natürlich war gar nichts okay und meine Frage selten dämlich.

„Zeig mal her!“, forderte ich sie auf, und nach kurzem Zögern nahm sie ihre Hand ein Stück zurück, um mich gucken zu lassen. Wie erwartet bildete sich oberhalb der Schuhkante eine ordentliche Schwellung.

„Kannst du aufstehen?“

„Ich weiß nicht“, antwortete sie mit zittriger Stimme. „Es tut so weh.“ Ihr ganzer Körper bebte, und ich war nicht sicher, ob es vom Schock war oder von der Kälte, die über die eisigen Pflastersteine in sie hineinkroch.

„Hier kannst du jedenfalls nicht sitzen bleiben“, bemerkte ich. „Wenn ich dich stütze, schaffst du es dann zu meinem Platz rüber?“

Die junge Frau schaute erst zu meinem ärmlichen Lager am Boden und dann zu mir. Ihr widerwilliger Gesichtsausdruck sagte alles und zeigte ungefiltert ihre Ablehnung gegen mich, meinen alten Schlafsack und die ganze beschissene Situation, in die sie geraten war. Die Schmerzen und Hilflosigkeit waren jedoch stärker, und außer mir war momentan niemand hier, der ihr helfen konnte. Stumm kniff sie die Lippen zusammen und nickte.

Ich legte mir ihren Arm um den Nacken, umschlang ihre Taille und zog sie hoch. Keine Ahnung, woher ich die Kraft nahm, wo ich es manchmal kaum schaffte, mich selbst auf den Beinen zu halten. Und zum Glück war ich gestern erst im Franziskushaus gewesen und hatte geduscht.

Etwas wackelig kam sie zum Stehen und stützte sich mit der freien Hand an der Wand ab.

„Alles okay?“

Diesmal sendete sie keinen giftigen Blick auf mich ab, sondern nickte tapfer. Prüfend stellte sie den verletzten Fuß auf den Boden auf, versuchte aufzutreten und stieß einen unterdrückten Schmerzensschrei aus.

In einem anderen Leben hätte ich sie mir jetzt kurzerhand über die Schulter geworfen und die drei Meter zu meiner Decke getragen. Aber für solche Aktionen fehlte mir seit Monaten die Kraft. Und mein Quartier auf diese Seite des Tunnels umzulagern war eine schlechte Alternative, denn um die Ecke herum pfiß ein lausiger Wind. Die einzige Möglichkeit war, sie so gut es ging zu stützen. Dabei war ich so auf die Verletzte in meinem Arm konzentriert, dass ich erst zu spät den Mann bemerkte, der an

uns vorbeilief und angewidert den Kopf schüttelte. Es war offensichtlich, was er dachte: Guck dir diese Penner an. Die Frau ist so voll, dass sie nicht mal mehr alleine stehen kann.

Ich hätte ihm hinterherrufen können, ob er uns bitte helfen würde. Aber ich war mir sicher, die Antwort zu kennen, und ersparte uns diese Schmach.

Behutsam setzte ich meinen Schützling auf der Decke ab und holte die Tasche, die sie beim Sturz verloren hatte. Anschließend angelte ich meinen großen Rucksack heran und schob ihn der jungen Frau unter den verletzten Fuß, um den Knöchel etwas höher zu lagern. Bei der kleinsten Bewegung zuckte sie zusammen, und ich rechnete damit, jeden Moment eine gescheuert zu kriegen. Doch nichts dergleichen passierte. Stattdessen lehnte sie sich mit dem Rücken an die Wand und schloss erschöpft die Augen.

„Warte!“, sagte ich und zog vorsichtig meinen zweiten Pullover aus dem Rucksack hervor. „Hier. Den kannst du dir hinter den Rücken stecken, sonst wird es zu kalt da an der Wand.“

Ich wusste aus eigener Erfahrung, wie groß die Verlockung war, sich daran anzulehnen. Aber spätestens nach fünf Minuten fühlte es sich an, als kuschelte man mit einem Eisblock.

„Danke.“ Sie brachte sich und den Pullover etwas umständlich in die richtige Position, legte den Kopf in den Nacken und starrte die defekte Neonröhre an der Decke an. „Scheiße“, flüsterte sie verzweifelt, und ich sah eine Träne ihre Wange hinabrollen. Von dem überheblichen Mäuschen, das mit Scheuklappen an mir vorbeihastete,

war nicht mehr viel übrig geblieben, und wir saßen im wahrsten Sinne des Wortes zusammen am Boden. Doch sie musste dringend hier weg und ärztlich untersucht werden.

„Gib mir mal dein Handy“, forderte ich sie auf. „Du hast doch sicher eins dabei, oder?“

Sie zögerte mit der Antwort, und als ich sie anschaute, entdeckte ich eine nachdenkliche Furche auf ihrer Stirn. „Was willst du damit?“, fragte sie misstrauisch.

„Es dir klauen und damit abhauen natürlich“, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Wütend ballte ich die Hände zu Fäusten und unterdrückte den Drang sie anzuschreien, dass sie sich ihre verdammten Vorurteile sonst wohin stecken sollte. Ich sah, wie sie unter meiner sarkastischen Spitze zusammenzuckte und fühlte eine gewisse Genugtuung.

„Nein“, stammelte sie beschämt. „Das wollte ich doch gar nicht ...“

„Vergiss es“, unterbrach ich sie knapp. „Was ist nun? Soll ich dir Hilfe rufen oder willst du lieber weiter mein gemütliches Plätzchen belagern und vor Schmerzen jaulen?“

„Nein. Ich meine ... das kann ich auch selbst“, widersprach sie trotzig, zog ihr Smartphone aus der Jackentasche und tippte auf dem Display herum. Ihre Finger zitterten allerdings so stark, dass sie es nicht schaffte, die richtigen Zahlen zu treffen, um den Bildschirm zu entsperren.

Einen Moment lang beobachtete ich sie dabei, dann stieß ich genervt die Luft aus und knurrte: „Darf ich?“

Ohne mich anzuschauen reichte sie mir das Gerät.

„Den Sperrcode musst du mir auch verraten, sonst wird das nichts.“

„2605“, sagte sie leise.

„Und wen willst du anrufen?“ Herrgott, der musste man aber auch alles aus der Nase ziehen.

„Basti.“

Wortlos gab ich die Zahlen ein, entdeckte in der Kontaktliste einen Bastian Sprenger, tippte das Telefonsymbol an und gab ihr das Handy zurück.

„Danke“, nuschelte sie, presste sich das Telefon ans Ohr und nahm es kurz später unverrichteter Dinge wieder herunter.

„Mailbox“, erklärte sie niedergeschlagen. Beim zweiten Versuch schaffte sie es selbst, den Kontakt von wem auch immer aufzurufen, doch das Ergebnis war dasselbe. Entmutigt unterbrach sie die Verbindung, starrte einen Augenblick ratlos auf das Handy und fragte dann zaghaft: „Wen wolltest du anrufen?“

„Den Rettungsdienst“, gab ich sachlich zurück. „Anderen kriegen wir dich eh nicht hier weg.“

Ihre Augen weiteten sich erschrocken. „Nein, Quatsch. Das geht gleich wieder.“

„Pfff“, machte ich, fassungslos über so viel Naivität. „Wenn du mich fragst, ist da wahrscheinlich was gebrochen oder gerissen. Damit wirst du auf keinen Fall weiter rumlaufen.“

Das Mäuschen presste die Lippen aufeinander und verkniff sich jegliche Bemerkung, dass sie mich garantiert nicht danach fragen würde. Die Schmerzen waren anscheinend so stark, dass sie mir resigniert das Smart-

phone reichte. Ich spürte ihren Blick auf mir, während ich den Notruf wählte und hoffte, dass sie nicht bemerkte, wie sehr meine eigenen Finger plötzlich bebten. Tief in meinem Unterbewusstsein erwachte eine Erinnerung an das letzte Mal, als ich die 112 gerufen hatte. Als ...

Stopp!!! Konzentrier dich, Tom! Andere Zeit, anderer Ort, andere Situation.

Ich schüttelte mich innerlich und fing mich gerade rechtzeitig wieder, um bei der Notrufzentrale die richtigen Angaben zu machen.

Wenn ich gedacht hatte, dass Madame sich nach diesem Vorfall dazu herablassen würde, mit mir zu reden, hatte ich mich getäuscht. Nachdem ich das Telefonat beendet hatte, murmelte sie ein leises Danke und nahm das Handy entgegen. Statt es wieder einzustecken, wählte sie erneut eine Nummer und rief bei ihrer Arbeitsstelle an, um Bescheid zu geben, dass sie einen Unfall gehabt hatte und heute nicht kommen würde. Anschließend herrschte Funkstille.

Aus dem Augenwinkel beobachtete ich, wie sie sich mit der linken Hand den rechten Arm hielt. Wie es aussah, hatte er bei dem Sturz ebenfalls etwas abbekommen, was mich ein wenig versöhnte. Möglicherweise war sie doch nicht so abweisend, wie ich dachte, sondern hatte bloß schreckliche Schmerzen. Ich hätte gerne irgendetwas für sie getan, wusste aber nicht was. Kaffee und Kuchen waren momentan leider nicht drin. Ich hatte ja nicht einmal gefrühstückt.

„Du solltest die Jungs wegen fahrlässiger Körperverletzung anzeigen“, bemerkte ich in das Schweigen hinein.

„Hier sind überall Schilder, dass man im Tunnel vom Fahrrad absteigen soll.“

„Und was soll das bringen?“, gab sie wenig begeistert zurück. „Die sind doch längst über alle Berge. Oder weißt du etwa, wer die sind?“

„Nein. Aber ich könnte sie zumindest beschreiben. Die kommen öfter hier vorbei.“

Sie schaute mich an, doch als sich unsere Blicke trafen, wandte sie sich schnell ab und brütete ohne ein weiteres Wort still vor sich hin.

„War ja nur ein Vorschlag“, knurrte ich mürrisch, weil sie mich offenbar nicht für voll nahm. Frustriert kratzte ich mich am Kinn, und plötzlich störte es mich, dass ich mich seit Tagen nicht rasiert hatte. Nicht, dass das viel geändert hätte, aber zumindest hätte ich mich besser gefühlt. Der Grat zwischen dem „sozial bedürftigen Menschen“, der ich war, und dem heruntergekommenen Penner, den die Leute in mir sahen, war manchmal verdammt schmal.

Die folgenden Minuten, während wir auf den Rettungsdienst warteten, zogen sich wie Kaugummi in die Länge. Ab und zu kamen ein paar Passanten vorbei und warfen uns neugierige, mitleidige oder abweisende Blicke zu. Alle, bis auf eine. Eine ältere Dame, die einen Einkaufstrolley hinter sich herzog, blieb kurz stehen und drückte mir mit einem aufmunternden Nicken einen Zwanzigeuroschein in die Hand. Vor Verblüffung vergaß ich beinahe, mich zu bedanken.

Nachdem die Frau weitergezogen war, drehte ich mich zu meinem Schützling um, hielt den Schein in die Höhe und sagte: „Du bringst mir scheinbar Glück.“ Und weil

ich es mir nicht verkneifen konnte, sie zu provozieren, fügte ich hinzu: „Machen wir fifty-fifty?“

Wenn Blicke töten könnten, wäre mir mein armseliges Dasein anschließend erspart geblieben. In meinem Magen fing es an zu rumoren, und das lag nicht allein an der freudigen Aussicht auf ein Frühstück. Alles in mir drängte, sie weiter herauszufordern und ihr klarzumachen, dass ich ganz bestimmt nicht freiwillig hier saß. Doch im selben Augenblick hielt vor dem Tunnel ein Rettungswagen.

Beim Anblick des leuchtend roten Fahrzeugs schoss mein Puls in die Höhe, aber irgendwie schaffte ich es, die Schreie in meinem Kopf zum Verstummen zu bringen und mich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren. Einatmen, ausatmen und bloß nicht denken.

Ich machte den Sanitätern Platz und beobachtete wie einer von ihnen vor der jungen Frau in die Hocke ging und sich mit ruhiger Stimme erkundigte, was passiert war. Sein Kollege rollte eine Trage heran. Während sich die beiden um die Verletzte kümmerten, schaute plötzlich jeder der Passanten hin, was auf meiner schäbigen Decke vor sich ging. Ich hätte zu gerne gewusst, was in ihren Köpfen ablief. Brachten sie das Mäuschen mit meinem Bettelplatz in Verbindung und hielten sie für eine Pennerin? Das würde ihr ganz und gar nicht gefallen. Aber die Wahrscheinlichkeit war größer, dass sie mich als Randgestalt auf einmal wahrnahmen und sich fragten, was ich der armen Frau getan hatte.

Ich schnaubte verächtlich, fuhr mir mit den Händen müde über das Gesicht und hoffte, dass der Spuk so schnell wie möglich vorbei sein würde. Im Stillen verfluchte ich

die Fahrradrowdys, die für diese Bescherung verantwortlich waren. Hatte ich nicht genügend eigene Probleme? Da konnte ich es echt nicht brauchen, mich um so einen Scheiß zu kümmern.

Als die Sanitäter die junge Frau zu ihrem Rettungswagen mitnahmen und sie in ihr Fahrzeug schoben, fiel mein Blick auf die Tasche am Boden. Schnell griff ich danach und hastete ans Ende des Tunnels, wo einer der Retter gerade die hinteren Türen schließen wollte.

„Wartet!“, rief ich, reichte ihm die Tasche und musste mich kurz am Fahrzeug abstützen, weil mir schwindelig wurde. Shit! Ich hätte mir heute Morgen wenigstens ein trockenes Brötchen besorgen sollen, statt mit leerem Magen herzukommen und später auf Größeres zu hoffen. Aber ich biss die Zähne zusammen und bemühte mich, mir die Schwäche nicht anmerken zu lassen.

Dem wachsamen Auge des Retters entging jedoch nichts. „Alles in Ordnung mit dir?“, fragte er besorgt und duzte mich dabei ganz selbstverständlich - wie so viele. In seinem Fall fand ich das allerdings völlig okay.

„Ja, alles gut“, antwortete ich schnell. „Ich habe nur länger nichts gegessen.“

Der Sanitäter musterte mich einen Augenblick wortlos und forderte mich dann auf, mich vorne in den Rettungswagen zu setzen und den Arm frei zu machen.

„Aber ...“, setzte ich an, doch er ließ mich gar nicht erst ausreden.

„Ich will nur deinen Blutdruck messen und sichergehen, dass du nicht umkippst, sobald wir weggefahren sind. Also setz dich.“

Ergeben ließ ich mich auf dem Beifahrersitz nieder und befreite meinen Arm aus zwei Lagen dünner Jacken und einem Pullover. Prompt fing ich vor Kälte an zu zittern. Verdammter Schlafmangel und Hunger!

„Wie heißt du?“, wollte der Sanitäter wissen, während das Blutdruckgerät meine Werte ermittelte.

„Tom.“

„Okay, Tom. Wo hast du heute Nacht geschlafen?“

Ich schluckte trocken. Jetzt wollte er es aber genau wissen. „Schillerstraße“, antwortete ich verlegen, weil ich davon ausging, dass ihm die Adresse bekannt war.

„Notschlafstelle oder Notunterkunft?“, hakte er nach. Natürlich! Ich hatte nicht bedacht, dass es dort beides gab. Aber wie oft kam es schon vor, dass ein Normalsterblicher überhaupt den Unterschied kannte? Der wusste, dass Notschlafstellen kurzfristige Lösungen waren, wo man mit zig anderen auf engstem Raum zusammengepfercht wurde und die man spätestens nach ein paar Wochen wieder verlassen musste. Dagegen waren die Notunterkünfte angenehmer und für länger.

„Notschlafstelle“, nuschelte ich. „In meiner Unterkunft gab es neulich ein Problem, und meinen Sozialarbeiter kann ich zurzeit nicht erreichen.“

Keine Ahnung, warum ich ihm das erzählte. Vielleicht, weil er so etwas Vertrauenerweckendes an sich hatte.

Das Blutdruckgerät piepte. „Etwas niedrig, aber noch im Rahmen.“ Der Sanitäter nahm mir die Manschette ab und kontrollierte dabei nicht sehr unauffällig meine Armbeuge auf Einstichstellen, die er jedoch nicht finden würde.

„In welcher Unterkunft warst du vorher?“, wollte er wissen, während ich mich wieder anzog und aus dem Wagen stieg.

„Bismarckstraße.“

Er sah mich an, verschwand dann wortlos mit dem Oberkörper im Fahrzeug und tauchte mit einer Brötchentüte und einer Visitenkarte in der Hand wieder daraus auf.

„Das sind die Kontaktdaten eines Freundes, der als Streetworker arbeitet. Auf der Rückseite findest du seine Bürozeiten. Das sind allerdings nur ein paar Stunden in der Woche, denn die meiste Zeit ist er auf der Straße unterwegs. Geh dorthin und sag, Moritz schickt dich. Dann wird er dir weiterhelfen.“

Verblüfft nahm ich das Pappkärtchen entgegen. „Danke“, stammelte ich, völlig überfordert von dieser unverhofften Hilfe. Und der Sanitäter setzte sogar noch einen drauf, indem er mir seine Brötchentüte entgegenstreckte.

„Vorher solltest du unbedingt etwas essen. Nimm das fürs Erste. Meine Pause fällt eh grad aus und ich besorge mir dann nachher was Neues.“

Ich starrte erst die Tüte und dann ihn überrascht an und wäre am liebsten im Boden versunken. Ich sollte dem Retter sein Pausenbrot wegfuttern? Doch ich wusste, dass Protest zwecklos sein würde, besonders als sich mein knurrender Magen in die Unterhaltung einmischte. Beschämt griff ich zu und gab ein weiteres kleinlautes „Danke“ von mir.

Der Sanitäter klopfte mir aufmunternd auf die Schulter und öffnete die Seitentür des Rettungswagens, um endlich den Job zu machen, wegen dem er eigentlich hier war. Für

einen kurzen Moment hatte ich freie Sicht in das Innere. Dort wandte das Mäuschen gleichzeitig den Kopf, um zu schauen, was schräg hinter ihr passierte. Diesmal schreckte sie nicht sofort vor mir zurück, sondern sah mich zum ersten Mal wirklich an. Sie schien nicht überrascht zu sein, dass ich noch da war, und ich fragte mich, wie viel sie von dem mitbekommen hatte, worüber dieser Moritz mit mir gesprochen hatte. Nichts an ihrem Blick ließ erkennen, was sie dachte oder fühlte, aber zumindest die grundsätzliche Abneigung gegen mich war daraus verschwunden.

Hinter mir erklang ein aufforderndes Räuspern.

„Alles Gute für den Fuß“, rief ich der jungen Frau zu, doch eine Antwort hörte ich nicht mehr, falls es eine gab.

Der Sanitäter stieg ein, redete kurz mit seinem Kollegen, kam wieder hervor und schloss die Tür. Bevor er um das Fahrzeug herumging, warf er mir einen prüfenden Blick zu und sagte mit ernster Miene: „Pass auf dich auf! Nicht, dass wir beim nächsten Mal dich aufsammeln müssen.“

Ich nickte verlegen und beobachtete, wie er sich ans Steuer setzte und losfuhr. Nachdenklich schaute ich dem Rettungswagen hinterher, bis er aus meinem Blickfeld verschwunden war, und schüttelte verwundert den Kopf. Die ganze Szene kam mir so surreal vor. Aber die Brötchentüte und Visitenkarte in meiner Hand waren genauso echt wie die zerwühlte Decke und der Pullover auf dem Boden des Fußgängertunnels.

Gedankenverloren packte ich meine Sachen zusammen und machte mich auf den Weg, um mir einen heißen Kaffee zu besorgen und einen Platz zum Frühstück zu

suchen. Als ich schließlich mit einem erleichterten Seufzen in das Brötchen biss, spukte mir weiterhin dieser eindringliche Blick der jungen Frau im Kopf herum. Aber wahrscheinlich würde ich sie sowieso nie wiedersehen, denn bis sie wieder richtig laufen und zur Arbeit gehen konnte, hatte ich meinen Bettelposten hoffentlich längst nicht mehr nötig. Und trotzdem fragte ich mich, wie die nächste Begegnung mit ihr ablaufen würde. Ein unbestimmtes Gefühl sagte mir, dass sie in Zukunft nicht mehr an mir vorbeihuschen würde, als gäbe es mich nicht. Aber sicher war ich mir nicht.